

wickelte. Zisterzienser brachten den neuen Stil ins Land. Von Böhmen und Mähren her förderte Ottokar I. den Bau von Bettelordenskirchen. Im Abschnitt über die Profanarchitektur scheint mir die Sinngebung einer Doppelwendeltreppe als Weg des christlichen Lebens etwas gewagt, da im 15. und frühen 16. Jahrhundert Treppen gern sehr aufwendig gebaut wurden. Im Kapitel über die Wandmalerei wird ausführlich jene der Westempore der Basilika zu Gurk – um 1260 datiert – behandelt und als Beispiel des Zackenstiles hervorgehoben. Der Bestand an Glasmalereien jener Zeit ist nicht groß, etwas anders verhält es sich mit der Tafelmalerei. Dort wird der Einfluß Giottos, aber auch Böhmens spürbar. Bilder sind eingebunden in den Stil der Kunst um 1400. Danach ist – wie in Deutschland – der Einfluß der altniederländischen und anschließend der oberitalienischen Malerei zu bemerken. Die mittelalterliche Malerei klingt aus mit den Vertretern der Donaeschule. Das Kapitel über die Buchmalerei ist außerordentlich kenntnisreich geschrieben. Der Laie wäre beglückt, wenn dazu mehr Abbildungen vorhanden wären, um dem Text besser folgen zu können. Gestolpert bin ich über die Bezeichnung »spätmittelalterlicher Zackenstil« (S. 132), da hierfür Beispiele des 13. Jahrhunderts herangezogen werden. Im fortschreitenden Mittelalter verlagerte sich das Zentrum der Buchherstellung von den Klöstern in die Städte und an die Höfe (Wien und Salzburg). Zunächst war Prag für die österreichische Buchmalerei von Bedeutung, später gab es enge Beziehungen zu Augsburg und Nürnberg. Der Beginn der gotischen Plastik liegt im 13. Jahrhundert. Bedeutende Werke finden sich an St. Stephan in Wien. Gabelkreuze stellen den Bezug zur Mystik her. In der Kunst um 1400 sind für Österreich – wie für Böhmen, Schlesien und den Mittelrhein – die Schönen Madonnen und Vesperbilder charakteristisch. Auf die Bedeutung der Mariendichtung in den Klöstern wird hingewiesen (S. 179). Das Mittelalter klingt aus mit den großen geschnitzten Schreinen der Flügelaltäre (Pacher). Noch kurz einige Anmerkungen: Ein Druckfehler schlich sich auf S. 114 ein. Der Meister von Wittingau (Trëbon) arbeitete nicht um 1280, sondern um 1380. Auf S. 169 wird Österreich als zum osteuropäischen Kunstraum gehörig bezeichnet, was irritierend ist. Der auf S. 172 abgebildete und auf S. 174 beschriebene Engel scheint – der Haltung nach – kein Verkündigungsendel zu sein. Manche wohl in Slowenien gelegenen Standorte sind leider nicht auf der Karte am Schluß des Buches vermerkt.

Das Buch wurde mit umfassendem Wissen und Fleiß geschrieben. Es verlockt den Leser und Betrachter, den dargestellten Kunstraum wieder einmal zu besuchen. *Sieglinde Kolbe*

HANS-RUDOLF MEIER: Romanische Schweiz. Würzburg: Echter 1996. 396 S., 136 s/w-Abb., 35 Farbseiten, 23 Karten und Grundrisse. Geb. DM 78,-.

Vorzustellen ist eine erfreuliche Neuerscheinung aus der Reihe »la nuit des temps« des Zodiaque Echter Verlags über die Romanische Schweiz. Der Verfasser, der Zürcher Kunsthistoriker Hans-Rudolf Meier, betont gleich zu Anfang, daß der Titel des Buches eigentlich romanische Kunst in der Schweiz heißen müßte, da es die Schweiz zur Zeit der Romanik nicht gegeben hat. Vielmehr handelte es sich um zahlreiche kleinere Herrschaftsgebiete, die auch kirchlich ganz verschiedenen Provinzen angehörten, so daß man am allerwenigsten von einer Kunstlandschaft auf dem Territorium der heutigen Schweiz sprechen kann. Doch weiß Autor gerade aus diesem Umstand heraus interessante Fragestellungen zu entwickeln, z.B. was wohl das Besondere einer Region ausmacht, in der drei Randgebiete romanischer Kunst, grob gesprochen der italienischen, französischen und deutschen Romanik aufeinanderstoßen. Die prägenden Kräfte liegen in der Lombardei, in Burgund und im Deutschen Reich, insbesondere am Ober- und Mittelrhein. Und doch wird bei der näheren Betrachtung schnell klar, wieviel Eigenständiges sich in der Region entwickelt hat. Dazu beigetragen haben vor allem die Transitsrecken, die nicht nur über die Alpen führten, sondern auch die unterschiedlichen Regionen verbanden, so daß auch das Nahegelegene zur Kenntnis und zum Austausch kam.

Nach einer informativen Einführung in die geschichtliche Situation, den Bauaufgaben, Auftraggebern und Künstlern, sowie unseren Wissensstand über die Romanik in der Schweiz, folgt die Darstellung der Denkmäler in den drei Regionen, beginnend mit den südöstlichen und südlichen Landesteilen Graubünden und Tessin, danach der französischen Westschweiz und abschließend den mittleren und nordöstlichen Regionen der Deutschschweiz. Ausführlich beschrieben werden die Hauptwerke einer jeden Region, die Kirchen grundsätzlich unter Beigabe eines Grundrisses,

weitere Werke folgen in Kurzbeschreibungen, in der Regel leider ohne Abbildung. Die klar konturierte Unterteilung und Abfolge der Regionen bietet zugleich die Möglichkeit, eine gedanklich-chronologische Reise von den frühmittelalterlichen Bauten Graubündens über die früh- und hochromanischen Ordens- und Stiftskirchen der Romandie zu den spätromanischen Bauten der Deutschschweiz zu unternehmen.

Dabei wird die eingangs erwähnte Orientierung an meist entfernt oder weiter weg liegenden Kunstzentren an den vorgestellten Bauten ebenso deutlich wie ihre eigenständige Umformung bzw. auch Verbindung verschiedener Vorbilder aus unterschiedlichen Regionen. Letzteres wird sehr anschaulich an den Münstern in Chur, Zürich und Basel, deren spätromanische Langhäuser an Oberitalien, insbesondere an den für die Reichspolitik so bedeutsamen Kirchen von Sant'Ambrogio in Mailand und San Michele in Pavia orientiert sind, wohingegen ihre Chöre sich an Bischofskirchen aus dem Reich (Konstanz, Straßburg, Worms) oder Reichsburgund (Besançon) anlehnen. Schon die frühromanischen Bauten der Westschweiz, die Kirchen der berühmten ersten Tochterklöster von Cluny, Romainmôtier und Payerne, sind nicht einfach Kopien ihrer burgundischen Mutter. Wie der Autor zeigt, spiegelt die Prioratskirche von Romainmôtier mit dem doppelgeschossigen Narthex und dem dreiapsidalen Chor auch nichtcluniazensische Architektur. Vor allem das sich zu den Seitenapsiden öffnende Sanktuarium ist eine innovative Form und spielt später in der Kirchenarchitektur der Hirsauer Reformorden eine wichtige Rolle. An der hochburgundisch-salischen Gründung von Payerne wird deutlich, wie wenig die Kirche nur »Ordensarchitektur« reflektiert, sondern infolge ihrer hochherrschaftlichen Stifter auch Züge der kaiserlichen Bischofskirche in Speyer trägt. Das mag kaum verwundern, erlebte doch der Vorgängerbau in Payerne 1033 die Krönung Konrads II. zum burgundischen König. Die Bedeutung von Payerne mit dem fünfschiffigen Staffelchor und der aufwendig gegliederten Hauptapsis reicht bis nach Mitteldeutschland, wo etwa die Kirchen der hirsauisch reformierten Klöster St. Peter in Erfurt und St. Georg in Thalbürgel die Apsisgliederung bzw. den Chorgrundriß aufgreifen.

Die hohe Qualität und Bedeutung trifft nicht nur für die Bauten, sondern auch die Kunstwerke der »romanischen Schweiz« zu. So zeigt der Autor sehr schön, wie wenig etwa die Deckenbemalung von Zillis, die die älteste erhaltene bemalte Holzdecke nördlich der Alpen darstellt, mit »Volkskunst« zu tun hat, was er u.a. auch am Programm und der Bedeutung des Ortes an der Viamala-Schlucht verdeutlicht. Was sonst eher selten in der Zodiaque-Echter-Reihe geschieht, ist, neben der üblichen Berücksichtigung der Bauskulptur, das breite Eingehen auf die wichtigsten Werke aus Kirchenschätzen und Museen. So ist ein sehr runder Band entstanden, der mit seinen dem Duplex-Verfahren angenäherten Abbildungen einen überzeugenden und eindrucksvollen Überblick über die Romanik in der Schweiz liefert. Die Literaturhinweise sind auf neuere Werke beschränkt. Ein Hauptergebnis bleibt die Karte, die dem suchenden Leser ein Auffinden der Orte zum Geduldsspiel werden läßt. Schon an anderer Stelle habe ich eine Verbesserung der Ausstattung angemahnt.

Wolfgang Schenkluh

Von der Ordnung der Welt. Mittelalterliche Glasmalereien aus Esslinger Kirchen. Katalog zur Ausstellung in der Franziskanerkirche am Blarerplatz in Esslingen (11. Mai bis 3. August 1997). Ostfildern: Gerd Hatje 1997. 143 S., 138 s/w- und Farbabb. Kart.

Anlaß für die Ausstellung dieser mittelalterlichen Glasscheiben war deren Restaurierung, Konservierung und Dokumentation. Das Buch beinhaltet eine Einführung im Hinblick auf die Reichstadt Esslingen, Beiträge zu den Glasmalereien von St. Dionys (Stadtkirche), der Franziskaner- und Frauenkirche. Die Restauratoren *Peter Berkenkopf* und *Otto Wölbelt* beschreiben den vorgefundenen Zustand der Glasscheiben in St. Dionys und lassen den Leser bewundernd teilnehmen an der vorgenommenen behutsamen Restaurierung und Dokumentation. Der Herausgeber *Rüdiger Becksmann* geht den Fragen der Datierung nach. Er fahndet nach den Glasmalerwerkstätten und beschreibt den Einfluß Straßburgs auf die inhaltliche Gestaltung der Bilder. Esslingen wird nur von Köln, Freiburg und Regensburg übertroffen, was die Anzahl der erhaltenen Glasscheiben aus dem späten 13. und frühen 14. Jahrhundert betrifft. In St. Dionys sind noch 280, in der Franziskanerkirche 18 und in der Frauenkirche über 100 Scheiben vorhanden. 60 Ornamentalscheiben aus dem Chor der 1840 abgebrochenen Franziskanerkirche wurden um 1900 nach St. Dionys